

George MacDonald

DREI MÄRCHEN AUS SAMT UND SCHATTEN

Der Weg zwischen Vor und Hinter
Carasoyne oder die Suche nach dem Glück
Die Kirche der Schatten



Erstmalig ins Deutsche übersetzt, bearbeitet
und mit 47 Illustrationen versehen von

Ulrich Taschow

AVOX VERLAG



Der Weg zwischen Vor und Hinter

oder wie Alice das Land des Sonnenuntergangs fand

— Ein Feenmärchen —



von
George MacDonald

4. Von Baum zu Baum - die Eine-Keine-Eule



Als Finlay am nächsten Morgen erwachte, befand er sich noch immer auf dem breiten Palmblatt. Doch Toadstool war fort und er mutterseelenallein inmitten des wunderschönen Sees. Die Sonne stand gerade über den Baumkronen. Überall wuchsen Blumen, Bäume und Schilfgräser hinein und hinaus und verströmte ihren Morgenduft. Wasser tropfte von den Blättern und Zweigen und bereitete ihm eine liebliche Morgenmusik. Die Nebel lösten sich direkt vor seinen Augen auf wie sanfte Traumschleier. Und dort, wo das Sonnenlicht auf den tiefstillen See fiel, leuchtete das Wasser so klar wie reinstes Glas.

Als er seinen Blick nach unten wendete, erblickte er direkt unter sich, weit unten am Grund erschrocken Alice.

„Mein Gott, sie ist ertrunken!“, rief Finlay.

Schon wollte er sich hinabstürzen, da öffnete Alice ihre schönen grünen Augen und begann sanft nach oben zu



schweben. Finlay streckte ihr die Hand entgegen. Doch Alice wies sie voller Verachtung zurück, schwamm zu einem nahen Baum, setzte sich auf einen Ast und überlegte verärgert, wie denn so ein armer, völlig gewöhnlicher Junge nur einen Weg ins Feenland gefunden haben konnte? Finlays Anwesenheit gefiel ihr ganz und gar nicht, da sie diese als eine Verletzung ihrer ureigensten Privilegien betrachtete. Doch irgendwann konnte sie ihre Neugier nicht mehr bezähmen:

„Wie bist Du hierher gekommen, junger Finlay?“ rief sie aus sechs Meter Entfernung.

„Ein Kobold brachte mich.“

„Ach, ein gewöhnlicher Kobold! Das dachte ich mir schon. Mich brachte eine Fee Pustebloom!“

„Wo ist Deine Fee?“

„Hier bin ich,“ sprach Peasebloom, die gerade direkt neben Alice aus dem Wasser auftauchte.

„Wo ist Dein Kobold?“, entgegnete Alice.

„Hier bin ich,“ rief Toadstool, schoss wie ein Fisch aus dem Wasser, machte einen luftigen Purzelbaum und ließ sich dann mit einem gewaltigen Platsch zurück ins Wasser fallen.

„Ist er nicht hübsch, mein Fang?“, fragte der Kobold grinsend Peasebloom.

„Ja, schon. Doch braucht er noch ein wenig Politur.“

„Du könntest ihn polieren, Peasebloom. Wollen wir nicht tauschen?“

„Ist mir egal, Toadstool. Nur muss ich Dich warnen. Du wirst dieses Balg hier ziemlich albern finden.“

„Das macht nichts. Der Junge ist mir viel zu vernünftig.“



Der Kobold tauchte unter und erschien direkt unter Alices Füßen an der Wasseroberfläche. Alice schrie laut auf vor Ekel und trat mit den Füßen nach ihm.

Die Fee hingegen glitt sanft wie eine Seerose auf Finlay zu.

„Was für ein reizendes Wesen!“ sagte sich Finlay. Als er aber Alice so angstvoll schreien hörte, dachte er: „Ich muss ihr helfen!“

„Oh, nein! Er wird ihr nichts tun,“ sprach Peasebloom, die jeden Gedanken der Menschen zu lesen vermochte: „Toadstool will dieses alberne Ding nur zum Hofe der Feenkönigin bringen. Und ich werde Dich mitnehmen.“

„Ich will nicht gehen.“

„Aber Du musst.“

„Ich muss gar nichts.“

„Aber Du kannst nicht nach Hause, weil Toadstool den Weg verwirbelt hat.“

„Finlay! Finlay!“, rief Alice verzweifelt.

Finlay sprang aus seinem Palmenblattboot und war im nächsten Moment an ihrer Seite.

„Ih, schau! Das da hat mich eben angefasst,“ rief Alice voller Ekel, mit dem Finger auf Toadstool zeigend.

Finlay gab dem Kobold einen schrecklichen Schlag mit der Faust auf den Kopf. Doch fühlt es sich an, als hätte er nur auf einen weichen Gummiball geschlagen. Dennoch warf der Kobold Finlay einen bitterbösen Blick zu und rief:

„Das wirst Du bereuen, Menschling!“ und verschwand unter Wasser.

„Komm, Finlay, schnell! Er wird Dich umbringen,“ rief die Fee.



„Es ist alles Deine Schuld,“ antwortete Finlay: „Ich werde Alice nicht verlassen.“

In dem Moment begriff die Fee Peasebloom, dass sie und Toadstool die Macht über die beiden Kinder verloren hatten. Denn Feen können Sterbliche niemals gegen ihren Willen zu etwas zwingen, schon gar nicht, wenn Liebe dabei im Spiel ist.

Also sprang Peasebloom in Finlays Palmblattboot, spannte ihr weißes Kleid als Segel und verschwand.

Finlay und Alice blieben allein auf dem See zurück.

„Du hast meine gute Fee vertrieben, böser Junge!“, rief Alice wütend: „Jetzt werde ich niemals mehr nach Hause kommen. Es ist alles Deine Schuld!“

„Ich habe den Kobold vertrieben,“ widersprach Finlay.

„Vertrieben? Er ist von allein gegangen.“ Alice wusste, dass das nicht stimmte, doch sie wollte Finlay nicht recht geben.

„Willst Du Dich bitte auf die andere Seite des Baumes setzen, vorlauter Junge? Eine solche Nähe zu mir gehört sich nicht! Ich frage mich wirklich was Papa sagen würde, wenn er mich mit Dir so vertraut reden hörte!“ Und dieser Gedanke an zu Hause machte sie augenblicks ganz traurig.

„Wollen wir versuchen, ans Ufer zu kommen?“, fragte Finlay

Alice schaute mit Tränen überfüllten Augen in alle Richtungen. Bis zum Horizont ragten nur alte Bäume wie verschwommene Geister aus dem Wasser empor. Ein Ufer war nirgends zu sehen.

„Ich will nicht.“

Also sprang Finlay ohne Alice vom Ast ins Wasser und



schwamm auf den nächsten Baum zu. Noch bevor er die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, rief Alice:

„Finlay! Finlay!“

Genau das wollte er hören. Also kehrte er um und Alice sprang ebenfalls ins Wasser. Mit Finlays Hilfe schwamm sie erstaunlich gut und sie erreichten den ersten Baum.

„Jetzt zum nächsten!“ sprach Finlay. Und sie schwammen zum nächsten, dann zum dritten und zum vierten und so immer weiter. Jeder Baum, den sie erreichten, war größer und älter als der vorherige und das grüne Moos hing wie langes, zottiges Haar von seinen vor Alter schwarzen Ästen herab. Endlich kamen sie zu einem Baum, der so groß war, dass sie nicht mehr an ihm vorbei sehen konnten. Doch als sie ihn zu umschwimmen versuchten, ging dies nicht. Denn immer, wenn sie das Ende des Stammes erreicht haben mussten, waren sie genauso weit von ihm entfernt wie zuvor.

„Was tun?“, dachte Finlay: „Wir müssen den Baum besteigen“, sprach er.

Dies war ein schrecklicher Gedanke für Alice. Doch noch einmal wollte sie nicht zurückgelassen werden. Außerdem bemerkte sie erstaunt, dass sie aus irgendeinem unerfindlichen Grund Finlay plötzlich ein wenig mehr vertraute als zuvor. Also begannen sie beide zu klettern. Und indem Alice ihre Füße genau dort hinsetzte, wo Finlay die seinen zuvor gesetzt hatte, kamen sie immer höher und höher. Es gab viele Stümpfe und verdorrte Äste, die Rinde war fast so rau wie eine Hügellandschaft.

Nachdem sie einen halben Tag lange geklettert und beide sehr müde waren, rief Alice: „Finlay, ich werde fallen ...“





„Dann hättest Du Dir das Hochklettern ersparen können“, antwortete Finlay.

Alice begann erneut zu weinen. Da nahm Finlay sie in seine Arme, hielt sie so etwa eine halbe Stunde, bis Alice sich etwas erholt hatte. Dann löste er seinen Gürtel, verlängerte ihn mit seinem Halstuch, band das eine Ende um Alices Hüfte und das andere um seinen Fuß. So konnte sie nicht mehr fallen. Mit neuem Mut machten sie sich wieder an den Aufstieg und erreichten nur zwei Stunden später glücklich die erste Gabel des Baumes.

„Das ist ausgezeichnet!“ rief Finlay heiter.

„Was ist?“ fragte Alice mürrisch.

„Nun, hier ist ein Platz zum Ausruhen für einige Minuten. Ich bin müde.“

„Du selbstsüchtiges Wesen!“, sagte Alice: „Wenn Du müde bist, wie muss ich mich fühlen!“

„Auch müde,“ antwortete Finlay: „Aber wir sind gut vorangekommen. Und sieh! Was da ist!“

Zu diesem Zeitpunkt war der Tag vergangen, und die Nacht so nahe, so dass es im Schatten des Baumlaubs schon sehr düster war. Doch in einer versteckten Nische der Astgabel hatte Finlay eine riesige, Eule mit Federohren entdeckt. Sie trug mehrere grüne Brillen auf dem Schnabel und hielt ein dickes Buch verkehrt herum in ihrem rechten Fuß. Seltsamer Weise achtete sie überhaupt nicht auf die Eindringlinge, sondern murmelte leise vor sich hin:

*„Blödes Buch, schuhu schihi,
klar wie Suppe, dumm wie Vieh!
Alles steht auf Kopf und Pfote,*



*Wortsalat mit Eselnote.
I-a-huhuu, und Entenklein,
liest du's falsch, muss's richtig sein!*

*Eulen lesen kreuz und quer,
rückwärts, seitwärts, ungefähr ...
Denn trotz aller Koboldfaxen,
kann Weisheit doch nur rückwärts wachsen!"*

Ich glaube, das ist wieder der Kobold," flüsterte Finlay.
„Wie auch immer. Stell ihm eine klare Frage und er wird Dir eine klare Antwort geben“, sprach Alice, die Expertin auf dem Gebiet der Kobolde und Feen war, und deshalb genau wusste, dass Kobolde und Feen im Feenland nicht lügen dürfen.

„Ich frage ihn lieber nicht“, antwortete Finlay, der sich noch an Toadstools schreckliche Drohung erinnerte nach seinem Schlag auf dessen Kopf.

„Du hast dem Ding nur gegeben, was es verdient?“, sagte Alice

„Hinunter, dummes Getier,“ zischte die Eule gereizt, ohne die Augen vom Buch zu heben, das sie noch immer verkehrt herum las.

„Aufs Ehrenwort, bist Du eine Eule?“ fragte Finlay.

„Nein oder Ja,“ zischte die Eule. Und Finlay war sich nun fast sicher, dass sie wirklich keine Eule war.

Einige Momente starrte er sie prüfend an, als die Eule unerwartet mit heiserer Stimme eine Art Lied zu krächzen begann:



*„Keiner kennt die Welt wie ich,
denn wenn ihr schlaft, dann wache ich;
ich sitz im Dunkel, klug, nicht dumm,
und les' die Weisheit rückwärtsrum.
Die Schüler lernen wenn's noch hellt,
ich warte, bis die Nacht einfällt.
Und ohne Brill' geht gar nichts los:
fehlt mir der Witz, kommts aus dem Schoß.
Howlowlwhoolh, Fitterit, Gittigitth ...*

*Ich seh den Wind mit Hut und Schuh,
und seine Träume schnarchen zu.
Er trägt sie alle, rund und kraus,
in seinem alten Hute aus;
dann prustet er sie, wenn er geht,
durch seine groß Na'strompet.
Zehntausend Dinge, krumm und spitz,
schreib ich mit Tinte: Welch ein Witz!
Howlowlwhoolh, Fitterit, Gittigitth ...*

*Nennt's doch Gelehrsamkeit, oder Scheiß,
ich nenn es alte Mutterweis.
Nur ich kann seh'n Frau Mondschein sitzen,
auf Meeresnestern Eier schwitzen;
sie brütet Boote, Kähne, Kiele,
und Langbein, Vielbein, Wasserpriele.
Wenn Austern gähnen, breit und dumm,
und singen falsch vom Muschelrum,
dann stopft sie, eh der Ton entwischt,
'ne Perle rein — und alles zischt.*



*Howlowhwhitit — Witz und Flitz!
Da flattert ins Loch der Vogelblitz!
Howlowhwhoolh, Fitterit, Gittegotth ...“*

Kaum hatte die Eule das seltsame Lied beendet, warf sie das Buch Finlay mitten ins Gesicht, spreizte ihre großen weichen Flügel und verschwand in den dunklen Tiefen des riesigen, alten Baumes.

Als Finlay verwundert das klebrige Buch von seinem Gesicht kratzte, stellte er fest, dass es nur ein dicker Klumpen nassen Moooses gewesen war. An der Stelle aber, wo die Eule gegessen hatte, zeigte sich unversehens eine dunkle Höhlung. Und da Finlay annahm, dass dies das Loch sein müsse, von dem die Eule gerade gesungen hatte, kletterte er hin und fand eine grobe Treppe, die tief in den dunklen Stamm hinab zu führen schien.



Carasoyne oder die Suche nach dem Glück

— Ein Feenmärchen —



von
George MacDonald

3. Die alte Frau und die Henne Jenniby



Am nächsten Morgen aber war sein Mut zurückgekehrt. Das geheimnisvolle Wort Carasoyne kreiste unablässig wie eine eingesperrte Hummel in seinem Kopf umher, als rufe sie ihn zu, die Tür zu öffnen und sich nach dem geheimnisvollen Getränk auf den Weg zu begeben.

„Im Märchen“, sagte sich Colin, „finden die Menschen immer, wonach sie suchen. Warum sollte also nicht auch ich diesen komischen Carasoyne finden? Wahrscheinlich ist es freilich nicht. Aber die Welt schert sich nicht um das Wahrscheinliche. Und daher erscheint mir die Welt eher wie ein Märchen als wie die Wirklichkeit. Drum will ich es versuchen...“

Doch wie und wo sollte er beginnen?

Wenn Colin nicht wusste, was er tun sollte, tat er immer irgendetwas, und zumeist das, was andere Leute ganz bestimmt in der Situation nicht getan hätten. Denn so kamen ihm meistens die allerbesten Ideen.



Also wanderte Colin, kaum war sein Vater mit den Schafen hinter den ersten Hügeln verschwunden, das klare Bächlein Trixivelle hinauf, auf dem die Feen in seine Hütte gereist waren. Und dabei dachte er freudig: „Was ich tue, ergibt überhaupt keinen Sinn! Denn wenn der Carasoy in dem Land der Feen sich befinden würde, wüsste die Königin ja selbst, wie sie ihn bekommt.“

Und da fiel ihm augenblicks der nächste gute Gedanke ein, nämlich wie er sich als kleiner Junge einst im Hochmoor verirrt hatte und zu einer wunderlichen Hütte aus Torfschollen gelangt war, in der eine alte Frau mit einer rotierenden Spindel saß. Sie hieß Faylora, hatte ihm drei Tage lang gar wunderliche Geschichten erzählt und danach freundlich den Weg nach Hause zurückgewiesen.

„Wir werden uns einst wiedersehen“, flüsterte sie zum Abschied.

Ja, das war es. Bestimmt konnte sie ihm helfen. Denn damals war sie schon sehr alt und weise. Und jetzt musste sie ja noch viel älter und damit noch viel weiser sein. Also beschloss er Faylora in ihrer Hütte zu suchen, um sie zu fragen, was er tun sollte.

Sogleich verließ er den Bach Trixivelle und stieg gegen Westen den steilen Berghang hinauf, wo er ein Hochmoor wusste. Schon bald gelangte er in dieses öde Moor. Der Sonne hatte es unterdessen gefallen, sich hinter dicken Wolken zu verstecken. Der Wind ging eiskalt, und alles ringsum sah trostlos und verlassen aus. Von einer Hütte war nirgends etwas zu sehen.

Seltsamerweise konnte sich Colin an diese Gegend überhaupt nicht erinnern. Und dennoch wanderte er im-



mer weiter und weiter, bis ihm urplötzlich voller Schreck bewusst wurde, dass er ja schon längst den Heimweg vergessen hatte. Haargenau in diesem Augenblick stand die wunderliche Hütte direkt vor ihm. Da erinnerte sich Colin, dass er sie ja auch beim ersten Mal erst in dem Moment gesehen hatte, als er bemerkte, dass er sich verirrt hatte.

„Komisch, es scheint so“, sagte er bei sich, „als müsse man sich erst verirren, um gewisse Dinge zu finden.“

Also trat er an die Hütte heran, die wie ein großer Bienenkorb aus Torfschollen aus dem Einerlei des Moores hervorragte, und klopfte an ihre altertümliche Tür.

„Komm herein, Colin“, sprach eine sanfte, liebe Stimme. Und Colin trat tief gebückt ein.

Die alte Frau saß wie gehabt an einem kleinen Feuer und spann nach alter Weise mit Rocken und Spindel. In dem Augenblick, da Colin eintrat, hielt sie inne:

„Komm und setz Dich ans Feuer, mein Kind und erzähle mir, was Du begehrt.“

Erst jetzt bemerkte Colin erstmals, dass sie ja blind war.

„Es tut mir so leid, dass Ihr blind seid“, sprach er.

„Ach, darum kümmere Dich nicht, mein Junge. Ich sehe trotz meiner Blindheit mehr als Du mit Deinen beiden klaren Augen. Sag mir lieber, was Du willst. Dann werde ich sehen, was ich für Dich tun kann.“

„Woher wisst Ihr denn, dass ich etwas will?“, fragte Colin.

„Das ist nicht gut“, flüsterte die Alte leise: „Du verschwendest sinnlos Worte. Worte soll man ebenso wenig vergeuden wie Brotkrumen!“



ders aber über die gute Kuh Una und schließlich über die Hausarbeit und zeigte dabei, dass sie alles, aber auch wirklich alles über ihn wusste.

Schließlich wischte sie die Asche von dem Ei und legte es auf einen Teller.

„Jetzt glänzt es wie Silber“, sagte Colin verwundert.

„Das ist das Zeichen, dass es gar ist“, erwiderte sie und stellte es vor ihn hin.

Colin hatte nie zuvor etwas Köstlicheres gegessen. Und noch ehe er seine Mahlzeit beendet hatte, war er bereits so satt, als hätte er sieben Gänge hintereinander verspeist. Doch Faylora sprach energisch: „Du musst aufessen!“

Und während er weiter aß, fragte die alte Frau, ob sie ihm eine Geschichte erzählen solle?

„O ja, bitte!“, antwortete Colin. „Ihr habt mir damals so wunderbare Geschichten erzählt!“

„Jenniby“, rief die alte Frau, „meine Wolle ist ganz aufgebraucht. Bring mir neue.“

Da kam hinter dem knorrigen Bett eine wundersame Henne hervor, schlicht von Gefieder, doch groß und schön gewachsen und voller Anmut. Bedächtig schritt sie über den rauen Lehmbooden, setzte ihre Füße zierlich auf wie eine würdige Hausmutter und blieb an der Tür stehen, wo sie gack, gack machte.

„Ach, die Tür ist geschlossen?“, sagte die alte Frau.

„Lasst mich öffnen“, sprach Colin.

„Tu das, mein Lieber.“

„Was sind all diese weißen Dinge dort draußen?“, fragte Colin. Denn die Hütte stand mitten in einem gro-



ßen Feld langen Grases mit weißen Spitzen, das ihm vor seinem Eintritt überhaupt nicht aufgefallen war.

„Das sind meine kleinen Schafe“, sprach die alte Frau: „Du wirst schon sehen.“

Jenniby schritt ins Gras hinaus und reckte den Hals empor, um mit dem Schnabel das weiße, wollige Zeug abzuzupfen. Sobald sie so viel zusammen hatte, wie sie tragen konnte, kam sie zurück und ließ es auf den Boden fallen. Dann pickte sie die Samen heraus, verschlang sie und ging erneut hinaus.

Die alte Frau nahm die Wolle, befestigte sie an ihrem Rocken und begann zu spinnen, indem sie der Spindel einen Dreh gab, sie sinken ließ und den Faden aus dem Rocken zog.

Doch kaum hatte sie Spindel sich zu drehen begonnen, da blitzte sie in allen Farben des Regenbogens, dass es eine wahre Lust war, hinzusehen. Und die Hände der Frau waren nicht länger alt und runzlig, sondern jung, langfingrig und schön. Sie zogen die Wolle aus, während die Spindel funkelnd wirbelte und die Henne unablässig ein und aus ging, fleißig Wolle brachte und die Samen verschlang.

Und die alte Frau, die nicht mehr so richtig alt war, erzählte Colin eine Geschichte nach der anderen, bis ihm war, als wolle er sein ganzes Leben lang nichts anderes mehr tun, als immer nur bei ihr zu sitzen und ihren Geschichten zu lauschen.

Bisweilen schien es ihm, als sprühe die Spindel selbst die Geschichten hervor; bisweilen waren es die langen Finger, die sie aus dem Faden zogen; und bisweilen war



es die Henne, die sie draußen auf den Wegen des dünnen Grases aufas, im Schnabel herein trug und auf den Boden legte.

Plötzlich drehte sich die Spindel langsamer und immer langsamer und kam endlich ganz zum Stehen. Die Finger hörten auf, den Faden auszuziehen. Die Henne zog sich hinter das knorrige Bett zurück. Und die Stimme der blinden Frau verstummte.

„Ich glaube, es ist Zeit, dass ich gehe“, sprach Colin mit einem fragenden Unterton.

„Ja“, antwortete Faylora: „Das ist es!“

„Bitte sagt mir noch, wie ich drei Tage träumen soll, ohne zu schlafen.“

„Das ist bereits getan“, sprach die alte Frau: „Du hast diesen Teil gerade eben vollendet. Ich sagte Dir ja, ich wolle Dir helfen, so gut ich könne.“

„Bin ich denn wirklich drei Tage hier gewesen?“, fragte Colin erstaunt.

„Und drei Nächte dazu. Und ich und Jenniby und die Spindel sind ganz müde und möchten schlafen. Außerdem muss Jenniby noch drei Eier legen. Nun beeile Dich, mein Junge.“

„Bitte sagt mir wenigstens noch, was ich nun tun soll.“

„Jenniby wird Dich auf den Weg bringen. Wenn Du an den Ort gelangst, wohin Du musst, so sage dort, die alte Frau mit der Spindel lasse ausrichten, man solle den Cumberbone Felsen um eine Elle höher heben und einen Zug unter das Stonestarvit-Moor legen. Jenniby, zeig Colin den Weg!“

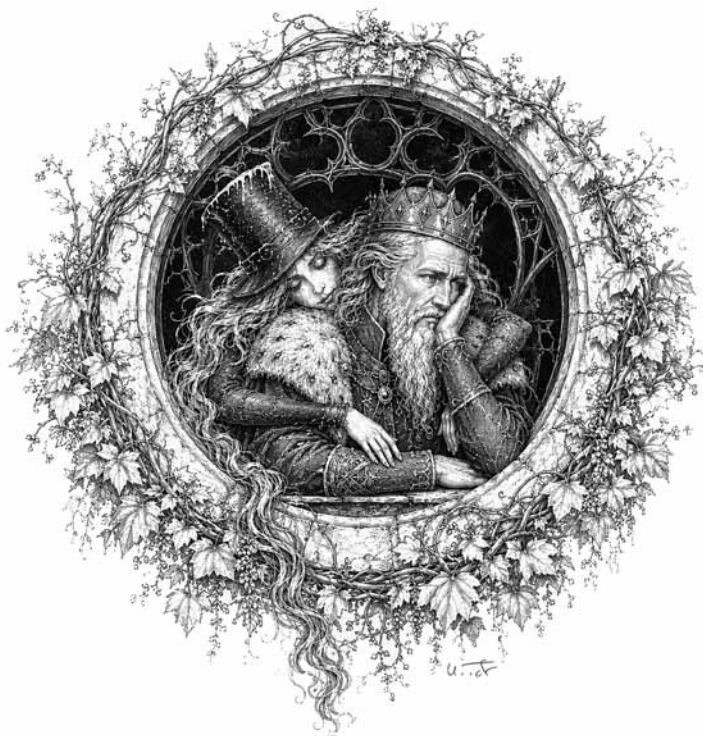


Jenniby kam leicht missmutig mit einem nervösen Gegacker hervor und führte ihn ein gutes Stück über die Heide, auf einem Pfad, den wohl nur eine Henne hätte finden können. Dann plötzlich, mittendrin, kehrte sie um und lief heimwärts.



Die Kirche der Schatten

— Ein lichtdunkles Feenmärchen —



von
George MacDonald

2. Die nächtliche Erscheinung



Eines Nachts, als König Radric wie gewohnt, halb wachend, halb träumend, im Bett seiner Londoner Wohnung lag, war der Raum plötzlich voller dunkler Gestalten erfüllt, die im Schein des Feuers auf so seltsame, wenn auch lautlose Weise herumsprangen, dass er sie zunächst für entflozene rebellische Kobolde aus dem Feenland hielt.

Doch schnell merkte der König, dass er sich von einer äußeren Ähnlichkeit hatte täuschen lassen. Waren doch diese dunklen Gestalten sehr verschieden von den Kobolden und erforderten vermutlich eine gänzlich andere Behandlung. Zwar ging Radric noch immer davon aus, dass sie seine Untertanen seien, die er bei seiner Krönung einfach übersehen hatte. Doch da ihm nie zuvor etwas Vergleichbares unter die Augen gekommen war, beschloss er erst einmal ihre Gewohnheiten und ihren Charakter zu studieren, um herauszufinden, was sie eigentlich vorhatten, bevor er irgendetwas gegen sie unternahm.



Als seine Frau Isababel von Glenvarmore ihn zum Tee in den Salon führte, fiel ihm auf, dass die Gestalten plötzlich ruckartig ein wenig heller wurden, sich respektvoll wie gut ausgebildete Diener an die Wand zurückzogen und auch das Feuer im Kamin auf einmal viel heller brannte.

Nachdem der König des Feenlandes seinen Tee und etwas trockenen Toast zu sich genommen hatte, lehnte er sich auf seinem schweren Sessel zurück, tat so als ob er schlief, um die Eindringlinge aus dem Augenwinkel heraus noch besser beobachten zu können.

Schon bald verließ Isababel den Raum, um ihre gemeinsamen Kinder zu versorgen. Augenblicks brannte das Feuer wieder schwächer und die Gestalten wurden genauso so dunkel und verrückt wie zuvor. Ihre Hauptspiele waren Verstecken, Fliegen, Erschrecken, Grimassen schneiden und auch etliche andere Dinge, die ich lieber nicht erwähnen möchte.

„Aber es ist ein Glück, dass sie wenigstens ihre Hauschuhe anhaben!“ dachte der König. Und er wusste selbst nicht, warum er solchen Unsinn dachte. Er wusste nur, dass sein Kopf schmerzte.

Als er des Beobachtens müde, die Augen vollends schloss, wurde ihm plötzlich bewusst, dass zwei der Schatten gerade aus der gegenüberliegenden Wand hervorgetreten waren, um sich mit einem riesigen Schritt direkt vor seinem Lehnssessel aufzubäumen. Keine Handbreit vor seinem Gesicht starrten sie ihn ausdruckslos an.

„Was wollt Ihr?“ fragte der König, der urplötzlich seine Augen geöffnet hatte, und sie dadurch gleich viel schlechter wahrnahm.



„Dass Eure Majestät uns besser kennenlernen,“ antworteten die beiden Gestalten, sich dabei einen Meter zurückbeugend wie zwei vom Sturm gebeugte dunkle Fichten: „Wir sind die Untertanen Eurer Majestät.“

„Ich weiß, dass Ihr das seid,“ antwortete der König.

„Wir sind jedoch nicht das, für was Eure Majestät uns zu halten glauben.“

„Für was halte ich Euch denn?“

„Für Idioten, Eure Majestät.“

„Nein, nein,“ entgegnete der König entsetzt: „Das nicht. Es ist völlig unmöglich, Euch für etwas zu halten, das ich kenne, da ich Euch ja nicht kenne!“

Die Erklärung Radric von Glenvarmores klang zwar vernünftig, doch den zwei Gestalten schien sie nicht zu genügen. Jedenfalls antworteten sie:

„Ihr scherzt, Eure Majestät.“ Und während sie diese Worte beide gleichzeitig sprachen, schlugen sie einen Purzelbaum, um die Ernsthaftigkeit ihrer Worte zu unterstreichen:

„Wir scherzen nämlich auch gern, nur noch ernsthafter als Ihr.“

„Wie ist das möglich? Wer seid Ihr?“, verwunderte sich der König.

„Natürlich Schatten, Sire. Aber vielleicht sehen Eure Majestät uns nicht deutlich genug?“

„Ich sehe Euch vollkommen klar,“ erwiderte der König.

„Erlauben Sie mir dennoch,“ entgegnete einer der Schatten, und fuhr mit seinem dunklen Zeigefinger von Schläfe zu Schläfe über Radrics Stirn.



Erstaunt fühlte der König die Berührung, die sich wie kühles, fließendes Wasser auf seiner Haut anfühlte. Unwillkürlich hatte Radric von Glenvarmore dabei seine Augen geschlossen. Und als er sie wieder öffnete, musste er sich eingestehen, dass die Schatten ins Schwarze getroffen hatten. Denn erst jetzt sah er sie wirklich und auf eine unvorstellbare Weise.

Der Raum hatte sich zu allen Seiten auf eine geradezu unbeschreibliche Weise geweitet. Die vormaligen Zimmerwände schienen ihm nicht mehr als ein schwacher, kaum noch erkennbarer Nebelstreif. Ringsum, soweit das Auge reichte, standen Schatten regungslos wie leblose Steinsäulen bis zum Horizont. Sie waren groß und feierlich, tatsächlich furchterregend in ihrem Erscheinungsbild, trotz vieler grotesker Züge. Denn sie erinnerten ihn in ihrer pechschwarzen Kleidung an strenge Bußprediger, wie er sie oft spöttisch gezeichnet hatte, mit viel zu langen Armen und sehr langen, dünnen Beinen, an denen viel zu große Füße hingen, während ihre Gesichter fast nur aus Kinn und Nase zu bestehen schienen.

Die ernste Feierlichkeit ihrer Haltung überwog jedoch die Skurrilität ihrer äußeren Erscheinung, sodass sie beim Betrachten dennoch äußerst respekt einflößend wirkten.

Dies war jedoch der einzige Blick, den der Feenkönig von ihnen erhaschen durfte. Denn einer der Schatten hatte kurz darauf seine düstere Handfläche über Radrics Sichtfeld gelegt, und der König erblickte wieder nur die vom Feuer erleuchteten Wände mit ihren flackernden dunklen Schatten. Die beiden Schatten standen nun



rechts und links an der Wand und unterhielten sich über die Länge des Kamins hinweg leise miteinander.

„Sie vermeiden ganz bewusst die direkten Strahlen des Kaminfeuers“, dachte der König.

Als hätten sie seine Gedanken gelesen, drehten sie sich zu ihm und sprachen:

„Schatten lieben die Dunkelheit. Eure Majestät kann durchs Fenster im Dunkel das weiße Licht des großen Leichentuchs sehen, ein herrlicher Teppich, auf dem wir gerne Tanzen gehen. Doch vor diesem Vergnügen müssen wir uns zunächst mit unseren Brüdern und Schwestern in der Kirche treffen.“

„Geht Ihr immer zuerst in die Kirche?“

„Ja, immer.“

„Wo ist die Kirche?“

„In Island. Möchten Eure Majestät sie sehen?“

„Wie kann ich sie sehen, wenn ich hier noch so schwach in meinem Lehnstuhl sitze? Außerdem würde ich mich erkälten in einer frostigen Nacht wie dieser, selbst wenn ich mich in Decken hüllte.“

Eine Art Zittern lief über die Schattengesichter, was offenbar ihre Art zu lachen war. Die ganze Form des Gesichts zitterte und schwankte, als sei sie eine dunkle Flüssigkeit. Allmählich beruhigten sie sich wieder. Darauf zog einer der Schatten abrupt die Vorhänge des Fensters beiseite. Der König sah in das weißlich schimmernde Mondlicht, wie es draußen mit der Dunkelheit kämpfte, die es zu ersticken trachtete. Und der Himmel war voller Sterne, die blitzten und funkelten wie kostbare Edelsteine. Die beiden Schatten ging zum Fenster und verschwanden.



Sofort begannen die übrigen Schatten einen kurzen wilden Tanz im Raum und verschwanden darauf ebenfalls einer nach dem anderen im geschlossenen Fenster. Schon sah Radric von Glenvarmore sie dunkel über das weiße Schneefeld gleiten und ein kalter Schauer lief ihm bei diesem grotesken Anblick den Rücken hinunter.

